

KATJA KULLMANN | Echtleben

Zum Buch

Vor zehn Jahren hat Katja Kullmann uns die Generation Ally erklärt. Inzwischen hat sich die Welt mehrmals überschlagen. Im Zeitalter der befristeten Jobs, der prekären Selbstständigkeit und der endlosen Praktika ist eine gute Bildung kein Garant mehr für Aufstiegschancen und ein geregeltes Einkommen. Die Generation, die eigentlich alles anders machen wollte als ihre Vorgänger, muss zähneknirschend eingestehen, dass der Traum von der Selbstverwirklichung der Sorge um das liebe Geld zum Opfer gefallen ist. Hat man heutzutage überhaupt eine andere Wahl, als seine Ideale zu verraten, wenn man seinen sozialen Status halten will?

Klug und unerschrocken, scharfsichtig und humorvoll zeichnet Katja Kullmann den emotionalen Klimawandel bei den Über-Dreißigjährigen nach und trifft damit ein aktuelles und weit verbreitetes Lebensgefühl.

»Ein wichtiges Buch, das man immer amüsiert liest, obwohl es eigentlich eine traurige Geschichte erzählt.«

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

»Eindringlich, bewegend.«

dpa

Zur Autorin

Katja Kullmann, geboren 1970 in Hessen, ist die Autorin von *Generation Ally*, das sie von der Soziologie-Studentin zur Bestsellerautorin machte und mit dem Deutschen Bücherpreis 2003 für das beste Sachbuch ausgezeichnet wurde. Nach Erfahrungen als Freelancerin, Hartz-IV-Empfängerin und in der Chefetage einer Hamburger Frauenzeitschrift arbeitet sie heute als freie Journalistin und Buchautorin. Mehr Infos unter www.katjakullmann.de

KATJA KULLMANN

Echtleben

Warum es heute so kompliziert ist,
eine Haltung zu haben

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2013

Copyright © Eichborn AG, Frankfurt am Main, Juni 2011

Copyright © dieser Ausgabe 2013 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Lektorat | Thorsten Schulte

Ausstattung/Typografie | Susanne Reeh

Umschlaggestaltung | © t. mutzenbach design, München,
unter Verwendung des Originalcovermotivs

Originalcovergestaltung | studio grau, Berlin

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2012

978-3-453-38013-4

www.diana-verlag.de

INHALT

| | |
|--|----|
| VORWORT | 7 |
| AUF EINE KIPPE MIT DEM KAPITALISMUS »Wir sind doch alle Achtundsechziger.« | 18 |
| GOLDENE PONYS IM NEBEL »Und was denkst du so?« | 25 |
| ANLEGER SIND IMMER DIE ANDEREN »Geld ist ein Arschloch.« | 39 |
| SISYPHOS IM DOWNHILL-MODUS »Kann man sich eigentlich zu Tode flexibilisieren?« | 50 |
| DER TRAUM VON DER SCHÖNEREN ARBEIT »Nichts ist anstrengender, als ganz man selbst zu sein.« | 64 |
| AIRBAG-ELTERN UND AURA-FOTOGRAFIE »Der alte Herr Sattler gibt gern.« | 83 |

| | |
|---|-----|
| STADT. LAND. FRUST »Deutschland hat die dichtesten Fenster der Welt.« | 101 |
| SHOPPING-DEMOKRATIE »Bei <i>Hertie</i> haben sie jetzt großes Latinum.« | 123 |
| KEIN BIER FÜR DIE BOURGEOISIE! »Jetzt am Mikrofon: der linksliberale, feministische, sozialstaatsfixierte Multikulti-Wischiwaschi-Mainstream.« | 143 |
| WIR NEHMEN DIE AMTSGESCHÄFTE AUF »Sie müssen sich wirklich nicht schämen.« | 154 |
| BUCHSTABIEREN SIE »AUTHENTIZITÄT« »Ich weiß, es ist spießig, aber ...« | 168 |
| IRGENDEIN RECALL IST IMMER »Geile Preise, geile Leute.« | 194 |
| ERFOLGSMENSCH »Willkommen in der Drehtür zum Glück.« | 209 |
| PROTO-YUPPIE HINTER GLAS »Eine muss den Job ja machen.« | 231 |
| DER BESTE MONTAG MEINES LEBENS »Glückwunsch, du bist <i>safe</i> .« | 246 |
| DANK | 251 |
| MATERIALIEN | 252 |

VORWORT

Ich bin eine von den Leuten, die ständig Fotos machen. Meine Digitalkamera hat einmal 89,90 Euro gekostet, hat ein schwarzes Gehäuse, ein paar Funktionen, die ich nicht verstehe, und einen Pixel-Grad, den ich immer wieder vergesse, denn er ist mir völlig gleichgültig. Es ist ein lächerlicher Apparat, aber er genügt mir. Hauptsache, er funktioniert. Egal wohin ich mich bewege, ob ich meine Kamera in eine Tasche meines Allwetter-Parkas stopfe oder in meine zierliche *Vintage-Bag* mit den nachtblauen Pailletten, in meine aktentaschenähnliche Aktentasche oder in meinen baumwollenen Einkaufsbeutel mit der Aufschrift *Berufsschullehrer gegen Atomkraft*: Sie ist immer dabei.

Einige Kratzer und Dellen hat sie über die Jahre davongetragen, weil sie mir unterwegs ein paar Mal aus der Hand gerutscht und auf den Asphalt irgendeiner Großstadt geknallt ist. Wann immer ich glaube, einen Fetzen Wirklichkeit vor Augen zu haben, der mir etwas *sagt*, drücke ich ab – damit ich die Unübersichtlichkeit der Dinge wieder einmal *sehen* kann. Oft fotografiere ich mich selbst oder bitte Freunde, den Auslöser zu betätigen. Zwei meiner Lieblingsaufnahmen sind auf diese Art entstanden, in Berlin, in ein und derselben Nacht: Ich lehne mich an einen elfenbeinfarbenen Ja-

guar, der irgendwo in Mitte zufällig unter einer Straßenlaterne geparkt ist, fast wirkt es so, als gehörte mir der prächtige Wagen und als stiege ich gleich ein. Das zweite Foto ist eine Stunde später aufgenommen worden, in der gekachelten Vorhalle eines *Edeka*-Markts. Ich stehe vor einem Mitternachts-Imbiss, halte eine türkische Pizza für um die Einsfünzig in den Händen und beiße, mit übertrieben gezückten Augenbrauen, hinein.

Wir machen es alle so. Liebevoll, akribisch, manchmal narzisstisch, in jedem Fall detailversessen archivieren wir die Welt, wie sie sich uns darstellt (oder wie wir sie uns vorstellen – oder wie wir uns uns in ihr vorstellen), drehen wackelige Videos im YouTube-Format, betätigen uns als Dokumentare unseres eigenen Lebens und packen die Bilder in ein *Facebook*-Album oder einen Blog. Wir versuchen, uns selbst und den anderen von der Wirklichkeit zu erzählen. Damit wir sie so vielleicht irgendwie zu fassen kriegen.

Gelegentlich entsteht ein Foto, das wie Kunst aussieht. Man kann abgerissene Plakatwände, verwehte Plastiktüten, Burger-Reste im Rinnstein und Sonderangebotsschilder – *Alles muss raus!* – ganz leicht so fotografieren, dass sie perfekte Motive für einen modernen Bildband ergäben, der in begrenzter Auflage in einer *Art Edition* erscheinen könnte, mit einem klein gedruckten, schwer verständlichen Einführungs-Essay auf Englisch. *Traumhafte Trümmer* wäre ein Titel, der uns neugierig macht. Wir stellen uns vor ein *Bulgari*-Schaufenster und ziehen Grimassen. Wir knipsen die Warenauslage eines Ein-Euro-Shops und verstärken die Farben mit der *High-Contrast*-Funktion. Wir setzen uns auf verwitterte Kunststoff-Elefanten in heruntergekommenen Freizeitparks, klettern stillgelegte Rolltreppen hinauf und hinab, spazieren an Backsteingebäuden mit zerschlagenen Fensterscheiben entlang und schneiden mit. Manche hängen sich Geweihe an die Wand oder stellen sich ausgestopfte Tierkadaver ins Regal und nehmen sie bei unterschiedlichem Tages-

licht auf. Wir halten die Pressspan-Einrichtungen sanierungsreifer Autobahnraststätten fest und fotografieren brach liegende Industrieanlagen im Sonnenuntergang. Wir sind fasziniert von Ruinen aller Art. Schwarz-weiß ist unsere Lieblingsfarbe. Oder wir wählen die grobkörnige Retro-Ästhetik der *Hipstamatic*-Funktion. *Sentimental* ist der Name, den wir unserem hochbegabten Kind gern gäben, gleich ob es schon geboren ist oder nie zur Welt kommen wird, weil die Zeit irgendwie nie die richtige dafür ist. Wir werden alle älter und leben in einem nicht enden wollenden Jim-Jarmusch-Film.

Eines der berühmtesten Bilder der Gegenwart ist gleich in Dutzenden Varianten aufgenommen worden, in London, Madrid, Kopenhagen, Paris, Wien, Zürich, Krakau, Antwerpen, Köln, Leipzig und Berlin. Es zeigt ein hell erleuchtetes Schaufensterladen-Büro, spätnachts: Man sieht zwei bis drei halbwegs jung wirkende Menschen hinter Glas, wie sie dünn und erschöpft vor ihren chronisch aufgeweckten Computern sitzen.

Das Bild erzählt von gutem Willen, gepaart mit Ratlosigkeit.

Von Formschönheit bei gleichzeitiger Verzweiflung.

Von Müdigkeit, die sich den Schlaf nicht gönnt.

Es ist eines der eindrucklichsten Zeugnisse von »neu-erwachse-nem« Leben. Um ebenjenes Leben geht es in diesem Buch.

Als »neu-erwachsenes Leben« sind hier all jene biografischen Entwürfe begriffen, die einmal anders gedacht waren als das, was die Vorgänger gelebt haben. »Neue Erwachsene« sind diejenigen, die vor zehn, fünfzehn, zwanzig Jahren angetreten sind, endlich ein paar Dinge neu zu gestalten und ein weltoffenes, selbstbestimmtes, freundliches, emanzipiertes Leben zu führen – eine Existenz, die weitgehend frei ist von Hierarchien und in der Geld, Geschlecht und Geburtsurkunden, wenn überhaupt, nur eine Nebenrolle spielen.

Jene Leute dürften heute, grob gerechnet, zwischen 30 und 45 Jahre alt sein. Lang befreit vom wirtschaftswunderdeutschen Spielfußer-Muff, entwachsen auch der Theorie-Wut der Achtundsechziger und der Honecker-Agonie, nahmen sie die Einladung zum spielerisch-ambitionierten Umgang mit den »vielfältigen Möglichkeiten« der späten neunziger und frühen nuller Jahre begeistert an. Sie stellten einst die erste große Praktikantenschwemme und die Vorhut des forcierten Quereinsteigertums. Die *Selbstverwirklichung* war für sie ein ehrfürchtig bis lustvoll, ernsthaft bis verwegend verfolgtes Ideal. Manche taufte ihre Abenteuerlust von Anfang an etwas übermütig »Unternehmergeist«.

Inzwischen sind die Verheißungen des »vielfältigen Lebens« für viele allerdings in ein barsches Funktionierenmüssen gemündet, und den meisten entfährt nur mehr ein böses Keckern, wenn sie das Wort *Selbstverwirklichung* irgendwo hören oder lesen. Manche haben die ersten Not-Runden beim Amt gedreht, als »Aufstocker« oder Interims-Hartzer, mit Dokortitel, Fachabitur oder respektabler Ausbildung im Rücken. Ihre Ideen und Ideale gibt es längst im Sonderangebot zu kaufen, als T-Shirt-Aufdruck und Magazin-*Booklet*, als Ratgeber-DVD und in Seifenform. Oft sind sie es selbst, die ihr Innerstes durch eine Marktforschung jagen, verbraucherfreundlich aufbereiten und in den immerwährenden Warenkreislauf einspeisen, in irgendeiner Nische der sogenannten *Kreativwirtschaft*, und im Grunde hassen sie sich dafür. Den eigenen Praktikanten bezahlen sie nichts mehr, mal wollen, öfter können sie nicht. Was einst als Lebenskunst gedacht war, ist zur *Überlebenskunst* verkommen. Die eigene Biografie: ein knallhartes Geschäft. Der eigene Standort: anhaltend unbestimmt. Die Mitte des Lebens: von einem *Break-even* weit entfernt. Gut ein Jahrzehnt der verschärften Flexibilisierung liegt hinter den neuen Erwachsenen, zehn, fünfzehn Jahre unberechenbares Leben – ein Heranreifen, das auf ungeahnte, oft ungewollte und schier unentrinnbare Art vom Faktor »Arbeit« bestimmt

ist. Angestellte, die ahnen, dass ihr Job nächsten Monat weg sein könnte oder die selbst Kündigungen aussprechen müssen, *Ausgegliederte*, die verzweifelt wieder Anschluss suchen, Minijobber wie Umschüler, insbesondere die Selbstständigen haben verstanden: Nicht der Beruf ist das Leben, sondern das Leben ist jetzt der Beruf. Irgendwie war das früher aber einmal ganz anders gedacht.

Konstante Selbsterfindung, -optimierung und -überarbeitung ist kein freiwilliges Vergnügen für Wagemutige mehr, sondern jetzt Staatsbürger(innen)pflcht – und das Attribut *kreativ* bedeutet oft nichts anderes als »marktgängig« und »verwertbar«. Zehntausende einst hoffnungsvoll gestartete *Freelancer* sind über die nuller Jahre zu traurigen Tagelöhnern geworden. Ob freie Grafiker, Sprachlehrer, PR-Assistenten, Miet-Pflegekräfte, Veranstaltungstechniker, Programmierer, Fotografen oder Leih-Lohnbuchhalter: Sie unterbieten sich gegenseitig bei den Honoraren und im Verschenken ihrer Ideen, Rechte und Patente. Und diejenigen, die weiterhin festangestellt arbeiten, sehen sich oft gezwungen, den sogenannten Kostendruck an Gleichaltrige weiterzugeben. Während sie vielleicht um ihren eigenen Job bangen, müssen sie Honorarkürzungen, Umstrukturierungsmaßnahmen, Kostenpoker verwalten – und werden nicht selten für die Illoyalität gegenüber den freien Zuarbeitern belohnt. Viele sind mehrfach von der einen auf die andere Seite gewechselt und wieder zurück. Befristet, verliehen, überraschend mal wieder gebucht: Der Alltag vollzieht sich konstant auf Zuruf und wird, in seiner oft unfreiwilligen Beliebigkeit, für viele zäh und zäher.

Oft wissen die Eltern der neuen Erwachsenen, die heute Sechzig- oder Siebzijährigen, nicht, was sie von der Lebensrealität der Nachfahren halten sollen. Viele bieten, wenn sie es können, materielle Unterstützung an, andere sehen ihre Söhne und Töchter grau und grauer werden, nicht nur auf dem Kopf, auch im Gesicht, und sagen: »Kind, du musst doch einmal zur Ruhe kommen, irgendwann. Wenigstens ein bisschen.«

So wie der Soziologe und Essayist Siegfried Kracauer (1889–1966) vor rund achtzig Jahren *Die Angestellten* als neue soziale Gruppe markiert und untersucht hat, so ist es heute an der Zeit, deren Nachfolger im Auge zu behalten – die *Post-Angestellten* – diejenigen, die sich einst bereitwillig auf die Perspektive eingelassen haben, keine »sichere Stelle auf Lebenszeit« mehr zu haben – und denen es nun mitunter vorkommt, als hätten sie sich über den Tisch ziehen lassen. Mal geht es rein, dann wieder raus, mal hoch, mal runter, und von »Freiwilligkeit« sprechen dabei nur noch die zufällig Erfolgreichen. Mitunter müssen unfreiwillige Hasardeure sich von selbst ernannten »Neuen Bürgerlichen« und anderen Hass-Predigern dann auch mit über Vierzig noch den Vorwurf der »Entscheidungsunwilligkeit« und der »Warteschleifenexistenz« anhören, ganz so, als seien sie ungezogene, späte Jugendliche, die *einfach nicht wissen, was sie wollen*.

Noch immer erscheinen ihnen die scharfkantigen neuen Verhältnisse nicht wie ihr *Echtleben*, noch immer wissen sie nicht, mit welcher Haltung sie den Ungerechtigkeiten, Ungereimtheiten und Unverschämtheiten der Gegenwart begegnen sollen. Massenstreik? Montagsdemo? Molotow? Mieterinitiative? Magengeschwür? Eine weitere *Facebook*-Gruppe gründen?

Das hohe Niveau, von dem aus viele neue Erwachsene ins Prekariat trudeln oder schon getrudelt sind, irritiert sie noch immer. Sich selbst als Verlierer zu betrachten, passt nicht in ihr Selbstbild. Längst haben die *kreativen*, oft akademisch ausgebildeten und weltgewandten Prekären viel mehr gemein mit den auf Stunde bezahlten Supermarktregaleinräumern, den per Zeitarbeit verliehenen Security-Bären und den Sieben-Tage-die-Woche-Wurstbudenverkäufern, über die sie mitfühlende Reportagen schreiben, aufrüttelnde Sozialstudien erstellen oder deprimierende *Reality*-Dokus drehen, als mit den Agenturchefs, Etatbewilligern oder Ressortleitern, von denen sie sich Aufträge erhoffen und ein bisschen Honorar. Doch ist das

adäquate Foto für diesen Erkenntnisschritt noch nicht geschossen – es ist noch kein wasserfester Name dafür gefunden.

»Mittlerweile haben wir ein Millionenheer von Enthusiasten, (...) die nicht wissen, welcher gesellschaftlichen Gruppe sie angehören, für die es keine parteipolitischen Programme gibt. Diese Gruppe wächst an, und man hofft, dass sie selbst nicht erkennt, wie groß sie ist. Dass sie sich selbst weiter ausbeutet unter dem Schirm von Events, Kongressen, Partys und so weiter«, sagt Chris Dercon, der frühere Direktor des *Hauses der Kunst* in München und heutige Chef der Londoner *Tate Gallery of Modern Art*. »Heer der freien Dienstleister« nennt er die wachsende Gruppe Enttäuschter, Erschöpfter, Versprengter.

Von der Utopie einer pluralisierten, durchmischten, *offenen Gesellschaft* (Karl Popper) ist unterdessen nicht viel übrig geblieben. *Statusangst* (Alain de Botton) verdirbt die Laune, schürt das Misstrauen. Dutzende Spezial-Milieus sind über die nuller Jahre entstanden, die sich geflissentlich gegeneinander abgrenzen. Gleichaltrige geifern über andere Gleichaltrige, garstiger als einst auf dem Schulhof. Immer neue Vokabeln werden erfunden, um die unterschiedlichen, filigran gehäkelten Mikrowelten zu benennen: *Bionade-Bourgeoisie*, digitale *Bohème*, *Vegetarier-Elite*, intellektuelles *Proletariat*, *Macchiato-Spießer*, *Pseudo-Hipster*, neue *Kunstsammler*, *Proto-Yuppies*, *Autonome 2.0*, *Neo-Kons* – und der *Hartz-IV-Empfänger* lümmelt stets im Singular im Hintergrund herum, als anonymes Trinker, der überall ganz gut besichtigt werden kann, auf *RTL* und im *Stern*, an Bushaltestellen und in *Kik-Kleidermärkten*. Wobei: Der *Hartz-IV-Empfänger* ist man nun mitunter ja selbst.

Die horizontale Weltsicht – »Nichts ist unmöglich, jeder, wie er will« – weicht einer vertikalen Perspektive. Zwangsläufig treten unter neoliberalen Vorzeichen die Faktoren »Reichtum« und »Armut« wieder deutlicher hervor – und in immer kürzeren Abständen auch

die Frage, ob man sich selbst gerade dem oberen oder dem unteren Ende der Gesellschaft nähert – oder ob man sich tatsächlich noch dazwischen befindet, wo auch immer das sein mag. Für was oder gegen wen könnte man sein – für oder gegen sich selbst? Und was wäre dann mit den anderen? Oder ist man längst der oder die andere? War man es einmal?

Soll man eine Senkung des Spitzensteuersatzes und eine Erhöhung des Elterngelds gutheißen (solange man einen Job hat, wäre es schlüssig) – oder für die Streichung aller Subventionen und die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens eintreten (wenn gerade mal wieder das Gehalt droht, läge es nah)? Wie viele Kompromisse kann man eingehen, um den eigenen Status zu halten – ab wann muss man »Nein, danke« sagen – und: Was passiert dann? Kann man sich die allenthalben beschworene *Authentizität* überhaupt leisten?

Wie viele andere bin auch ich in den vergangenen zehn Jahren mal von der einen in die ganz, ganz andere Ecke geschleudert, dann wieder zurück, nach oben, unten und seitwärts. Oft gab es Momente, in denen ich nicht mehr wusste, wer ich – im sozialen Sinne – eigentlich bin. Die Begriffe »links« und »rechts«, »Reichtum« und »Armut«, »freiheitlich« und »konservativ« sind mir unterwegs öfters entglitten, und immer, wenn ich sie wieder in die Finger bekam, haben sie etwas anders bedeutet als vorher.

Doch habe ich unterwegs nicht nur vieles verloren, darunter zahlreiche vermeintliche Gewissheiten – sondern vielleicht auch etwas gefunden. Es ist etwas Zartes, Diskretes, und inzwischen glaube ich doch, dass ich es mit vielen Gleichaltrigen teile: einen durchaus egozentrischen *Eigensinn* – der dennoch einmal sehr viel mehr wollte, und auch heute noch will, als bloßes *Ego-Trouble-Shooting*.

Einen einzigartigen Erfahrungsschatz haben die neuen Erwachsenen über ihre jetzt rund zwanzig Jahre währende Volljährigkeit

gesammelt. Sie sind die Pioniere und Laborkaninchen einer aggressiven neuen »Freiheit«, die den Namen sehr oft nicht verdient. Für etwas müssen diese Erfahrungen gut sein.

Weder »Werte«-Appelle noch Psychotricks zur Schmerzlinde- rung bietet dieses Buch. Kein *Coaching*-Effekt soll von ihm ausgehen und kein künstliches »Wir« soll kreiert werden, wo vielleicht gerade keines ist. Das Buch weiß es nicht besser. Es erzählt eine weitere Geschichte aus der Gegenwart – als Beigabe zum Bewusstseinspool, zum *großen Gespräch*, wie auch immer man das nennen mag.

Willkommen im *Echtleben*.

Katja Kullmann, Hamburg, im Frühjahr 2011

*Ich will nicht verallgemeinern,
ich spreche von mir und vielleicht
noch hundert Leuten, die ich kannte
(es gab aber viel mehr).*

Pedro Almodóvar im Vorwort zu seinem
Realitäts-Roman *Patty Diphusa*, 1991

AUF EINE KIPPE MIT DEM KAPITALISMUS

»Wir sind doch alle
Achtundsechziger.«

Es war eine klirrend kalte Winternacht am Ausgang der sogenannten nuller Jahre. Tiefschwarz hatte der Himmel sich zugezogen, kein Mondstrahl erreichte die Erde. Stattdessen klickerten Eiskörner herab. Ich froh bis auf die Knochen. Vielleicht war es auch umgekehrt, vielleicht ging die Kälte von meinem Mark aus und kroch mir von innen nach außen. Wo auch immer das Zittern seinen Ursprung hatte, ganz ohne Zweifel sah ich gut dabei aus, in meinem eng anliegenden schwarzen Etuikleid mit den bourgeoisen weißen Pünktchen, darüber mein taillierter Nadelstreifenblazer mit dem granatapfelroten Innenfutter, unten die sexistisch hohen Absätze meiner Sonntagspumps aus glattem, schwarzem Ziegenbabyleder. Es war der am geschäftstüchtigsten daherkommende Frauen-Look, den meine Garderobe hergab. Allerdings waren die Kleidungsstücke zu leicht, zu flatterhaft und dünn, um damit im Freien herumzustehen, bei solch einem Wetter. Meine Unterlippe spannte von den Wunden, die ich über die vergangenen Wochen hineingebissen hatte. Alle fünfzehn bis zwanzig Minuten kontrollierte ich, ob der Lippenstift aus dem mittleren Preissegment noch hielt, wozu ich einen Taschenspiegel zur Hand nahm, der zwei Euro in einem Charlottenburger Chinashop gekostet hatte. Und ich sah: Weder

klebte die Farbe an meinen Zähnen, noch lagen die wunden Stellen bloß. Ich konnte mich auf den *Longlast*-Effekt verlassen. Das war selbstverständlich mehr, als ich von den meisten anderen Dingen des Lebens sagen konnte.

So verbrachte ich auch jene zugigen Stunden wie die meisten Tage und Nächte der Saison: mit einem diskreten Schmerz (nicht nur auf den Lippen), dem Zittern, einem Rattern (oben, in meinem *Twenty-four-seven*-Gehirn) und einem ungeduldigen Blick, der mal hier-, mal dorthin flog. Ich tat, was ich am besten konnte, ich wahrte Fassung und Form. Instinktiv folgte ich dem, was die strenge Frau Tschuchaslow mir beigebracht hatte, meine Ballettlehrerin von 1974 bis 1981, damals die einzige echte Russin in unserer hessischen Kleinstadt: Bauch rein, Brust raus, Schultern gerade, Spannung in Schenkel und Arme legen, das Kinn recken, die Nase hoch tragen, aber nicht so hoch, dass es Nackenschmerzen gibt, bloß hoch genug, um der Welt mit angemessener Herablassung zu begegnen. Stolz vorzeigen, egal, wie erbärmlich es läuft, ganz gleich, ob deine Füße in den Spitzentrippelschühchen bluten, ob dir schwindelig wird, ein Wolfshund sich gerade in deine linke Wade verbeißt oder deine Elementarteilchen kurz vor der Explosion stehen vor lauter Hass. Was immer geschieht: *Haltung bewahren*. Nur so kommst du durch.

Deutschland hieß der Ort, genauer gesagt: Stuttgart. Ich stand vor dem Eingang eines Vier-Sterne-Hotels. Ein Fernsehsender hatte zu einer Talkrunde zum Thema »1968 und die Folgen« geladen, die Aufzeichnung war gelaufen, und zum Dank an die Gäste hatte der Sender alle zum späten Dinner gebeten. Alle, das waren zum Beispiel der Sexuaufklärer der Nation, Oswalt Kolle (†), und Krista Sager von den Grünen. Auch Ex-Industrieboss Hans-Olaf Henkel war dabei. Und eben ich, die nervöse Gesellschaftswissenschaftlerin aus einem halbwegs jüngeren Jahrgang. Die Einladung

hatte mich überrascht, und sofort hatte ich zugesagt, es gab nichts dabei zu gewinnen, aber noch weniger zu verlieren. Eine Stunde lang war dann vor- und zurückgeplaudert worden, und am Ende war wieder einmal bewiesen: Die 68er waren Schuld. Mit ihrem vollbehaarten Gruppensex hatten sie die bürgerlichen Traditionen in Grund und Boden kopuliert, jetzt hatten wir den Salat: Keiner kannte sich mehr aus. *Irony* war auch *over*. Wir brauchten neue Werte. Wäre ich zu Hause beim Zappen hineingeraten, hätte ich so gleich weggeschaltet und mir lieber eine RTL-II-Reportage über vergnügungswahnsinnige Erdgasmilliardäre angesehen.

Der schlimmste Talkgast war ich selbst gewesen. Es war klar, warum man mich eingeladen hatte, ich sollte etwas über »meine Generation« sagen. »Meine Generation«, das waren die Töchter und Söhne der Revolution. Nun schlingerten sie auf die statistische Mitte ihres Lebens zu, und ich sollte berichten, was sie dabei so dachten und fühlten, wie die Stimmung so war bei den *Ego-Taktikern* und *Ich-Lingen*, den *Pragmatikern* und *Weicheiern*, den *First Movern* und *Job-Nomaden*, bei den *traurigen Strebern*, den in die Jahre gekommenen *Konsumkids*, der grau werdenden *Heiapopeia-Jugend*, der durchflexibilisierten *Gestaltungsmacht von nebenan*. Vor der Sendung hatte ich gedacht, ich könnte das. Einfach ein paar bewährte Tricks aus dem Arsenal der Aufmerksamkeitsökonomie abfackeln: von Sinnsuche und Sehnsucht sprechen, eine neue Ernsthaftigkeit beschwören und vor allem ganz oft »Wir« sagen. Ein Klacks. Erst als ich mit *Antishine*-Zeugs abgepudert auf dem Talksofa saß und die Kameras längst liefen, fiel mir auf: Ich kannte all jene Leute gar nicht. Die mehr oder minder Gleichaltrigen. Ich hatte keine Ahnung, was die dachten, fühlten oder wollten. Ich wusste ja nicht einmal, wer ich selbst gerade war. Aufgefallen ist es, glaube ich, niemandem.

Nun stand ich also, gut eine Stunde danach, im Graupel vor dem Hotel-Restaurant, statt drinnen einen dieser herrlich wärmenden baden-württembergischen Obstbrände zu kosten. Es war mein freier Wille, und ich war nicht allein.

Das Schicksal hatte mir beim Dinner Hans-Olaf Henkel als Tischnachbarn zugespielt, und schnell hatten wir festgestellt, was ihn, die Führungskraft, und mich, die Vertreterin des Bodenpersonals, verbindet: eine ausgeprägte Nikotinsucht. »Kommen Sie mal mit raus, vor die Tür?«, hatte zwischen *Amuse-Gueule* und Vorspeise der smarte Lobbyist gefragt und seine Zähne gezeigt. »Wir können unsere Unterhaltung doch bei einer Zigarette fortführen?« Schlimm unter Entzug leidend, hatte ich »Ja, sehr gern« geantwortet. Wir entschuldigten uns für einen Augenblick von der Nichtraucherunde. Mit Schwung, vermutlich heißt es »galant«, hielt Henkel mir die Tür auf, und als er sah, dass ich schauderte, bot er mir sofort sein Jackett an. Dankend lehnte ich ab und fragte nach Feuer, worauf er eine beeindruckende Flamme aus dem Handgelenk schüttelte.

Er ging auf die 70 zu, ich auf die 40, taufisch waren wir also beide nicht mehr. Doch noch immer hielt Henkel sich wacker auf den Laufstegen der Erregungsindustrie. Als Verfasser euphorischer Schriften wie *Die Ethik des Erfolgs* und *Die Macht der Freiheit* wurde er häufig ins Fernsehen geladen, um Worte der Aufmunterung und des Zupackens zu streuen. Ein Routinier des »Kopf hoch!«-Totalitarismus. Ich hingegen war kurz davor, nur noch im Bett zu liegen und zu schlafen. Die SPD, die ich einst im Wahlkampf unterstützt hatte, war vorläufig in die Bedeutungslosigkeit abgetaucht, während ich mich zur Staatskundin gemorpht hatte. Es war die gerechte Strafe für meinen unbedachten Flirt mit der Politik: Seit einigen Wochen ritt ich tatsächlich auf Hartz IV, dem Hilfspgeld, das Gerhard Schröder einst eingeführt hatte. Niemandem hatte ich von dieser Einkommensquelle erzählt. Sie passte zu keinem der um die Hundert Entwürfe, die ich seit meinem sechzehnten Lebensjahr von

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Katja Kullmann

Echtleben

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, ca. 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-38013-4

Diana

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Generation Ally war gestern – jetzt wird es Zeit für das echte Leben

Der Plan sah so aus: Eine Arbeit finden, die Spaß macht. Ein selbstbestimmtes, glückliches Leben führen, in dem Geld höchstens eine Nebenrolle spielt.

Gut ein Jahrzehnt später blickt man der Realität ins Auge: Gebildet, kreativ und fleißig sein? Lohnt sich nicht mehr. Doch immer und überall stellt sich die ungemütliche Frage nach dem Geld.

Aus eigener Erfahrung schreibt Katja Kullmann von Armut und Aufstockerei und widerlegt auf eindringliche, aber auch humorvolle Weise die »Alles wird gut«-Rhetorik der Merkel-Jahre.